



Abend-

Zeitung.

207.

Donnerstag, am 29. August 1833.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. F. Winkler [Eb. Heil].

Der Engel von Goa.

(Fortsetzung.)

Muhme Erthal, voll himmlischer Sehnsucht nach den Freuden des Mahles, war die ungeheuren Wendeltreppen herabgetrippelt, hatte, als sie die Ohnmächtige erblickt, alle Flacons des aquae mysticae Berolinensis, Spiritus, des eigentlichen Urahnens von dem eau de Cologne und des eau oder vinaigre à quatre voleurs und anderer dunkelnamigen und dunkelgeistige Consorten durchsucht und durch des quelltrunkfreudigen Edmund unverzeihliche Bergiehung sucht leer gefunden und mußte endlich zu einer „Handsprizung“ ehrlichen deutschen, hellen und doch feurigen Leistenweins flüchten, der in einer unbegreiflicherweise halbseligen oder, bürgerlich zu reden, halbleeren Flasche das Schutzrecht genos.

Inez erwachte in Talitha's Armen und glaubte nun, daß das Leben oft schöner als der Traum. Ja, Talitha hatte die reine hohe Stirn über dem feinsten griechischen Oval, hatte diesen Hauch der Rosenblüthe auf den Wangen, diese Lippen, die, fein und doch schwellend, Schönheit und Reiz vereinten, und die Knospen der Brust bargen die hundertblätterige Rose der Liebe und die Sinnbildschöne der blühenden Lilie. Ihre Gestalt athmete, wallte Liebe, Gefühl, Entzücken, eine Gestalt wie das Leben, wenn es einmal lebens- und liebenswürdige Tugend wird. Inez herzte den weckenden Genius und war froh, daß Wolf sie das

herrliche deutsche Wort gelehrt, wie keine Sprache, in dieser Anwendung wenigstens nicht, sich dessen rühmt; Inez wollte das Geliebte in ihr Herz ziehen, eins machen mit ihrem Herzen, und hatte nur den Kuß, den wohlthuenden Druck, um zu fühlen, daß von dem Unendlichen alles Endliche hindurch ein endloses Sehnen des Vergehens Eines in dem Andern, zerstörend glüht, und durch stürmende Zerstörung am wenigsten einigt. Talitha hing matt in den Armen der Muhme, deren Liebe sie anheimelte, was ja mit an himmeln verwandt seyn soll, wenn anders mein Soccejaner kein etymologischer Mieth- und Verdrehling ist, wie man aus seiner „sokratischen Genüge“ bei Kartoffeln und Brod, und allensfalls forellenfleckigem Salat, wenn auch nicht bei Forellen, unmaßgeblich erwarten kann, deren wunderbar brennende und doch auch schwimmende Blicke sie bald an Muhammed's Engel, die Mutter Gertrude kannte, und an die Kornen erinnerte, von denen Philipp erzählte. Talitha war zu körper- und geistesgesund und doch auch wieder zu gereist, zu viel Denkerin und zu viel Dichterin, um dort nicht über sich selbst zu weinen, hier nicht über sich selbst zu sinnichten, dort sich als ein verlorenes Spielzeug, hier als den beharrlich gesuchten Hättschling krankhafter Zuneigung zu sehen. Doch Talitha fühlte sich matt und schien erschöpft, was eigentlich kein Tüchtiger seyn kann und was Talitha nicht war, nicht seyn konnte; Philipp schaute so träumend wunderlich in die Scene, wie der Un-

glaube, der gern glauben möchte, wie die Thräne, die da gern für einen Frühthautropfen gälte. Die Ruhme Erthal, die indessen auch nicht hatte fehlen wollen, stand im hintergründlichen Halbschatten wie ein Geist, der Dreiviertels verloren nach dem fliehenden Lichte hascht, während er schon — mit dem Haupt — in den Schatten vertaucht.

4.

Zum bittersten Verdruß der Ruhme ward das festliche glänzende Bewillkommungsmahl um mehre Stunden verkürzt, da Inez sich nach Ruhe, Hermann und Wolf nach Mittheilung, und Philipp und Talitha, die ja so süß ausgeschlafen hatten, nach einem nächtlichen Spaziergange im Schloßgarten sehnten. Nur die Ruhme blieb allein auf dem Distel- und Dornenbette der Neugier, da der rückhaltige Neffe seit den Jahren ihres Zusammenlebens doch auch kein Sterbenswörtchen über sein Freundschaftsverhältniß mit dem halb deutschen, halb portugiesischen Marquis Wolf von Lagos hatte fallen lassen. Und mit schief gearterter Haube begab sich die Gräfin in ihr Schlafgemach.

Du erinnerst Dich, Bruder Wolf, — sprach Hermann, nachdem er in seinem Zimmer noch ein Mal die großen goldenen Familienbecher mit den Wapen-Emblemen des Hauses Thüngen mit flüssigem Feuer- golde gefüllt hatte — Du erinnerst Dich gewislich noch des schönen blonden Jünglings, der als Volontair in meinem Regiment während unserer Ueber- fahrt nach Goa die Aufmerksamkeit der Officiere durch sein gebildetes edelfreies Benehmen und durch die ge- regelte Ordnung im Dienste auf sich zog, und durch stets bereitwillige Hilfsleistung, durch aufopfernde Theilnahme bei den zahlreichen Kranken, durch strenge Sittlichkeit und durch die liebevolle Wachsamkeit über seine Kameraden, durch die Fülle von zauberschö- nen Märchen, die er mit allem Feuer eines Arabers zu erzählen verstand, und durch sein meisterhaftes Mandolinenspiel, welchem in ruhigen Sternmit- ternächten die Delphine des atlantischen und des indi- schen Oceans horchten, wie er durch dieses Alles die vergötternde Achtung und Liebe seiner Mitkrieger in einem Grade besaß, um den ich ihn beneiden mußte. Du selbst, Bruder Wolf, warest Zeuge der Helden- thaten des „trauernden Jünglings“, wie seine Kame- raden ihn nannten, in den blutigen Schlachten mit den feindseligen Sultanen Indiens, Du ruhtest in

seinen Armen, als die Giftpfeile und die Wurfspeere der Indier ihn umsausten, als endlich, nachdem schon der Säbel des indischen Häuptlings ihm drei schwere Wunden geschlagen, der vergeltende Gott mich zur Rettung sandte, und ich Dich, den Retter und den gleichfalls schwer verwundeten Indiersürsten in Obhut und Pflege nahm. Du gedenkest noch, wie nach langem schmerzhaften Krankenlager der Jüng- ling wegen bewiesener Tapferkeit zum Wachtmeister befördert, in dem blutigen Treffen „unter den Pal- men“ den General Pombal und mich mitten aus dem Pfeilhagel und den wüthenden Reiterscharen des Sultans Subaia herausrieb, und wie Pombal und ich den aus lebensgefährlicher Kopfwunde blutenden Helden auf unsern Armen in's Feldherrnzelt trugen, und wie Jonathan Tristas im Wahnsinne des Wund- fiebers David's Psalmen und Portugals wehmüthigste Romanzen vereint sang und betete, „Du hörtest seine Klaglieder über Zion und die verstiebende Größe der Pinto-Burg, wie er dem gottvertrauten Mose den Jam- mer seines Herzens klagte und den Propheten bat, Maria's Sohn zu lieben, der ja nicht Schuld trage, daß seine Bekenner nicht seine Jünger wären. Du, Pombal und ich, wir ahneten den Schmerz des Hel- den und haben den Eid gehalten, den wir mit ver- schlungenen Händen schweigend vor Gott geschworen. Jonathan Tristas ward Officier und blieb der Freund und Schutzgeist seiner Kameraden, die neidlos bei der Kunde von seiner Beförderung jauchzten und auf den Schlachtfeldern und vor den Altären des Gekreuz- igten für ihn laut beteten. Doch die Officiere fin- gen an, gegen den herrlichen Jüngling Argwohn zu hegen und zogen sich mehr und mehr von ihm zu- rück. Jonathan lächelte wehmü- hig, als ich die Ver- kennung der Officiere anklagte. Jonathan umschlang meine Rechte mit beiden Händen und sprach mit bre- chender Stimme: „Aber mein Oberst und Pombal und Wolf, die werden mich nicht verkennen?“ Und als er dies lallend gefragt, weinte er sich aus an meiner Brust.

Warum die sonst wackeren Officiere den Jüng- ling haßten, konnte ich um so weniger ergründen, als diese Männer öffentlich und laut die preiswürdigen Eigenschaften des Lieutenants Tristas anerkannten und die bewundernde Liebe der Soldaten für den jungen Mann natürlich fanden. Ein betrübender Vorfall sollte mir Aufschluß geben.

Gehorsam dem Befehle des Königs, dem Erhalt- ung seiner Krieger, Officiere sowohl als Soldaten,

sehr am Herzen lag, hatte der Vicekönig des portugiesischen Indiens die Zweikämpfe bei Todesstrafe untersagt und diesen Befehl durch besondere Ordre erst vor einigen Tagen aufs neue eingeschärft. Du, Bruder Wolf, befandest Dich gerade als Friedensunterhändler mit dem Dolmetsch und dem Secretair des Generalgouverneurs bei dem Sultan Subaia, als wir, Pombal und ich, eines Morgens kaum eine Stunde nach Sonnenaufgang zum Vicekönig entboten und höchst unfreundlich mit der Kunde empfangen wurden, daß der Lieutenant Tristas heute Morgen im Zweikampfe fünf Officiere meines Regimentes verwundet habe und somit der im königlichen Befehle angedrohten Todesstrafe verfallen sey. Ein Blitzstrahl bei heiterm Himmel hätte den General und mich nicht mehr erschrecken können als diese Trauerkunde, und fast in gleichem Augenblicke riefen wir aus: „Unmöglich! Tristas konnte das nicht!“ Der Vicekönig, Herzog von Alpujarras, stuzte bei unserm Ausrufe und schaute uns drohend an. „Ihr Herren!“ sprach er endlich finster und gedehnt, „scheint zu vergessen, daß der Stellvertreter Eures Königs zu Euch redet!“ Marquis Pombal, der stolze Held, Portugals rechtschaffenster, aber auch derbesten Mann, erwiderte rauh Mann gegen Mann, Wort gegen Wort, Herr Herzog! die Goldwage taugt schlecht, wenn der Freund für den Freund spricht, und der Lieutenant ist mein Freund; ich zweifelte nicht an Eurer Versicherung, wohl aber an des Freundes That. Vergönnt, gnädiger Herr, daß der Lieutenant vor uns geführt werde!“ Ich vereinigte meine Bitte mit der des Generals und der eingeschüchterte Vicekönig gab nach. Tristas erschien.

Sein Aussehen war blaß, seine Haltung ruhig, fast stolz. Alpujarras winkte dem General und dieser sprach zu dem Gefangenen: Lieutenant Tristas, Ihr habt den Befehlen des Königs zuwider gehandelt; Ihr kanntet die Strafe, die den Ungehorsamen bedroht? — „Ich kenne sie, mein General!“ antwortete Jonathan ruhig mit sanfter Stimme, während ein Strahl der — Freude sein Antlitz verklärte, „die Strafe heißet Tod; ist's möglich, o so wendet ihn ab von denen, die ich verwundete!“ Pombal wandte sich von dem Jüngling ab, denn er hatte diese Bitte vorausgesehen. Der Vicekönig staunte, weil er so wenig bewundern als lieben konnte.

Der königliche Befehl, das Gesetz, hatte entschieden, über sämtliche Officiere, den frohen Jonathan

mit einbegriffen, den Tod durch die Kugel verhängt, und die Vollstreckung des Urtheils bis zur Genesung der übrigen fünf Opfer hinausgeschoben. Mit der Würde todvertrauter Soldaten, wenn auch nicht mit Jonathan's frommer todsfreudiger Ergebenheit, vernahmen die übrigen Officiere den Spruch des Kriegesgerichts, und selbst in dem herzlosen Vicekönig ward ein Fünkchen von Theilnahme für Jonathan rege, als ein alter verdienster Rittmeister in seinem und seiner Mitverurtheilten Namen feierlichst erklärte, wie der Lieutenant Tristas, anfangs durch Eherz und Muthwillen gereizt, später durch beleidigende Reden von ihrer Seite zum Kampfe gezwungen, während des Kampfes selbst sich nicht bloß als den geübtesten Fechter des Regimentes Ehungen, sondern auch als leidenschaftlosen edelmüthigen Gegner gezeigt, daß er seine Beleidiger, statt sie, wie er wohl gekonnt hätte, zu tödten, nur durch leichte Wunden zur Fortsetzung des Kampfes unfähig gemacht habe. „Laut und feierlich“, also sprach der gerührte Rittmeister, „wollen wir vor unserm Tode erklären, daß wir den Lieutenant Tristas als einen der würdigsten Officiere unsers Regimentes verehren und von Herzen beklagen, daß auch er als Opfer unsers Muthwillens fallen soll!“

Ueber den Anlaß des Zweikampfes schwiegen die Officiere, und auch Jonathan, den ich während seiner Haft fleißig besuchte, schwieg beharrlich. So rückte der Tag der Execution näher und näher, doch näher auch das Ungewitter, welches bei völliger Entladung Portugals Scepter in Asien vielleicht für immer in Asche hätte verwandeln können.

(Die Fortsetzung folgt.)

N ä t h e l.

Mein Erzeugen zeigt sich immer
Nur in einem lichten Kleid,
Ihn umstrahlt oft Purpurschimmer;
Mich umgibt nur Dunkelheit.

Ohne böß es je zu meinen,
Zwing' ich Jeden doch sehr bald,
Nahet er sich mir, zu weinen,
Wenn das Herz auch freudig wallt.

Ich der Erde Lust verachte,
Immer ich, geboren kaum,
Nach dem heiterm Himmel trachte,
Schwebend zu dem Sternenraum.

Karl Müchler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Paris.

(Beschluß.)

Während dieser lärmenden Tage starb in dem königlichen Krankenhause unter Dr. Duméril's Leitung ein Liebling eines Königs, der an prächtigere Baldachine, als Napoleon in seinen glänzendsten Zeiten zu sehen gewohnt war, und dem doch ein Bett als ungewohnter Luxus erschien. Dieser königliche Liebling hieß Senaque, einst ein tapferer Krieger, ein berühmter Arzt und der beneidete Günstling des Oberhauptes der Charruar-Indianer, war mit vier andern allein am Leben geblieben, als sein ganzer Stamm einem feindlichen Ueberfalle erlag. Bis dorthin unter den wankenden Palmendächern von Südamerika, in den Lauben der Urwälder, durch deren gigantische Blütenkränze die Sterne des südlichen Himmels blinkten, stets der Gefährte seines Fürsten, hatte er mit ihm Matte und Gastmahl getheilt, Jagd und Ruhe genossen. Jetzt mußte er es für eine Wohlthat ansehen, als er schwer von einem Lanzenspice im Unterleibe verwundet in Hände fiel, die ihn pflegten, um ihn wie ein Thier der Wüste sehen zu lassen, nicht vollends schlachteten, um ihn zu essen. So von Stadt zu Stadt geführt, und fortwährend leidend, kam er nach Paris, wo die Vorsteher des Pflanzengartens ihn aus Menschlichkeit unter ihre Obhut nahmen. Mehr als das täglich wiederkehrende Fieber zehrte Lebensüberdruß, Langweile und die jeden Genuß vergällende Sehnsucht nach den Wäldern und Grotten, nach den Seen und Strömen seines Vaterlandes, zehrte das unheilbarste Heimweh an seinem Leben.

Als sein Zustand täglich schlimmer wurde, ordneten die Vorsteher des Pflanzengartens an, daß er Hrn. Duméril's Krankenhause übergeben würde. Man beschränkte lieber die Mittel zum Ankauf fremder Thiere, als daß man diese Handlung der Menschlichkeit sich versagt hätte. Ein Miethwagen sollte ihn dort hinbringen. Sich auf den Polstersitz zu setzen schien ihm höchst unbequem; er legte sich auf den Boden des Wagens. Ein Mantel von grobem Zeuge, den ein Gürtel von rothem Tuche zusammenhielt, einige Kupferplatten von runder Gestalt daran angehängt, machten seine ganze Bekleidung aus. Sie reichte bis zur Hälfte des Körpers.

Dem armen Senaque mochte eigen zu Muth sein, als ein Krankenwärter ihn aufhob und auf seinen Armen in ein Zimmer trug, wo er sich sehr unwohl fühlte, weil sich noch andere Kranke darin befanden. Sein Zustand wurde leichter, als man ihm ein Zimmer für sich gab. Die nächste langdauernde Ohnmacht, die ihn überfiel, benutzte man, ihn der Sitte des Hauses gemäß einzukleiden, d. h. ihm ein Hemd anzuziehen. Es war das erste, das er jemals getragen.

Auf die Frage in spanischer Sprache, was ihm weh thue, antwortete er: la barrica, la cabesta (Kopf und Bauch). Bei seinen eigenen Kranken-Examen mochten solche Angaben hinreichend gewesen sein; denn auf weitere Fragen gab er keine Antwort. Sein Gesicht sprach die Ungeduld aus, die er bei diesen Qualereien empfand. Trieb man es weiter, so legte er den Kopf nach der Wand und schien alles, was um ihn vorging, nicht zu bemerken. Neugierige bloß, die sich in sein Zimmer drängten, konnten ihn zu einem Murren bewegen.

Von allen Getränken gab er kaltem Wasser den Vorzug. Agua fresca war das einzige Wort, das über seine Lippen ging und ganze Stücke Eis zu kauen, wobei kein Tropfen dieser Labung ihm verloren war, schien ihn zu erquickten. Seine Zähne wurden mit den Eisbrocken bewundernswürth schnell fertig.

Zubereitete Getränke zu nehmen, schlug er mit Hartnäckigkeit ab. Ob der Wilde ihn dann warnte oder der Arzt, wurde den Umstehenden nicht deutlich.

Die tägliche Abmagerung und zunehmende Schwäche zu heben, nöthigte man ihm Milch auf. Aber seine eigensinnige Natur wollte sich diesem Zwange nicht bequemen. Wenige Augenblicke nach dem Genuße brach er sie geronnen wieder von sich. Eben so mißlang die Versuche mit Fleisch. Ein paar Stücke rohes Rindfleisch zog er allem andern vor. Als man am letzten Tage, wo die Ohnmachten immer länger dauernd und häufiger wurden, ihm ein rohes Ei zu geben versuchte, fehlte ihm, dessen Riesenstärke früher bewundert ward, schon die Kraft, die Schale zu zerbrechen. Er starb während einer Ohnmacht am 26. Juli.

Die Ruhe, mit der er seine Leiden ertrug, hatte ihn seinen Wärtern auffallend gemacht. Was um ihn vor ging, schien ihn nicht zu berühren. Er verweigerte, ohne sich zu ereifern und verlangte, ohne sich ungeduldig zu zeigen. Nur wenn man seine Wunde untersuchen wollte, so funkelten seine Augen. Keine Klage, keine Seufzer entschlüpften seinen Lippen; nur ein Mal hörte man ihn rufen, ohne daß ein Anlaß da zu seyn schien: O! Paris, Paris! und seine Pfleger hörten in diesen zwei Worten die ganze Epöee seines Lebens.

Armer Senaque! fern von Deiner väterlichen Erde mußt Du in diesen Tagen lärmenden Jubels Dein einsames Grab finden, und von den Männern Deines Stammes lebt keiner mehr, der in Deinem Volke von Dir erzähle. Armer Senaque!

Und ich will auch schliefen wie Senaque: O Paris! Paris!

Aus Berlin.

Ende August 1833.

Spontini ist in einen argen Streit mit einem Berliner Correspondenten in der *Europa littéraire*, einem Pariser Journal, verwickelt worden, welcher im Rathesste dieser Zeitschrift behauptet hatte, „daß das Berliner Theater jetzt durch eine Nachlässigkeit, die nichts entschuldigen könne, zu seinem Untergange geführt werde“, und welcher als Beweis der Unzufriedenheit des Publikums „die leeren Bänke, vor denen man spiele“, anführt, und versichert, „daß es nicht der gegenwärtige Intendant sey, den man wegen dieser Decaden anklagen müsse, sondern der General-Musikdirector Spontini, der an Allem diesem Schuld sey.“

Ja, jener Correspondent, dessen Nachrichten nach und nach auch bereits in mehre deutsche Zeitschriften übergegangen sind, fordert sogar „Spontini auf, darüber eine bestimmte und klare Erklärung von sich zu geben, wie er sie nicht bloß dem Könige schuldig sey, der ihm diesen glänzenden Posten anvertraut habe, sondern auch dem Publico von Berlin und den Auswärtigen.“

(Der Beschluß folgt.)